„dann tragen meine gedanken früchte in deiner sprache“

– Gespräch mit Karl Dedecius. –

Bettina Eberspächer: *„Niemand in Deutschland hat mehr getan, um Interesse und Verständnis für die polnische Literatur zu wecken, als Karl Dedecius. Er hat der polnischen Literatur Resonanz verschafft und ihr einen festen Platz in unserem Geistesleben gesichert“, schreibt Marion Gräfin Dönhoff in DIE ZEIT. Und Heinz Olschowsky sagt zu Beginn seiner Laudatio anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels:*

Das Bemühen von Karl Dedecius, Wort, Geist und Grazie der polnischen Poesie deutschen Lesern nahezu bringen, zielte stets über den künstlerischen Eigenwert hinaus, auf Verständigung zwischen Menschen und Völkern. Mithin ist die kulturelle Leistung des Nachdichters, Herausgebers und Vermittlers Friedensarbeit – Friedensarbeit von hohem Rang.

Olschowsky legt in seiner Rede aber auch sehr deutlich klar, dass diese Friedensarbeit aufgrund und mithilfe der Poesie geschieht, in diesem Falle der polnischen, der Karl Dedecius eine deutschsprachige Stimme, einen deutschsprachigen Klang und damit eine Existenz innerhalb der deutschen Literaturgeschichte verleiht:

Er gliedert: den polnischen Text [hier ein Gedicht von Z. Herbert] in eine Motivreihe deutscher Dichtung von Goethe bis Rilke ein. Das Fremde erhält so die Aura des Vertrauten.

Und, darauf weist Helmut Schmidt in seiner Rede zum Abschied von Karl Dedecius vom Deutschen Polen-Institut hin:

Zwei polnische Nobelpreisträger verdanken ihre Auszeichnung auch der sprachlichen Erschließung durch Karl Dedecius.

Die Poesie, unabhängig von Sprache und Kultur, wird für Karl Dedecius zum Lebenselixier, zum Lebensraum, weil es hier um eine Essenz unabhängig von Räumen und Zeiten geht, fern jeglichen und wie auch immer motivierten Geredes und Redens, und so scheint Dostojewskijs Frage, ob Schönheit die Welt retten könne, ein ganzes Stück weit beantwortet. Die Poesie, von der Marina Zwetajewa sagt, sie sei der ärmste Ort auf der ganzen Welt – aber ein heiliger, wird durch die und in der Arbeit des Über-Setzers zur Triebkraft und zum Instrument der Friedensarbeit.

Herr Professor Dedecius, Ihre Erinnerungen tragen den programmatischen Titel Ein Europäer aus Lodz; die Stadt Lodz, auch Geburtsstadt von Julian Tuwim und Arthur Rubinstein, beschreiben Sie als kosmopolitische, europäische Stadt, in der Polen, Deutsche, Russen, Juden Möglichkeiten einer friedlichen Koexistenz fanden. Was bedeutet für Sie Vertreibung? Vertreibung eines Deutschen aus Polen? Eines Lodzers aus Lodz? Eines „Volksdeutschen“ aus dieser ganzen vom Wechsel der Staatsangehörigkeiten und Vertreibung geprägten „volksdeutschen“ Tradition? Oder schließlich jenes einst im Geiste kosmopolitischen Menschen vom Ort seiner Wurzel?

Karl Dedecius: Vertreibung bedeutet für mich Entwurzelung. Manche Pflanzen, die robusten, überstehen die „Verpflanzung“ (recht und schlecht), manche, die sensibleren, die schwächeren, die, wenn Sie so wollen, „Exoten“ nicht. Sie siechen dahin. Sie sind zu sehr an das angeborene Klima gebunden.

Eberspächer: *Inwieweit fühlten Sie sich in Lodz als Deutscher? Sie sprechen von Ihrer Muttersprache Deutsch (die Sie im wahrsten Wortsinn nur mit Ihrer Mutter sprachen), und beherrschten doch lange Zeit das Polnische und selbst das Russische besser. Wieviel hat für Sie Sprache mit – nationaler und persönlicher – Identität zu tun? Wie wichtig ist für Sie überhaupt Identität?*

Dedecius: Für mich bedeutet Identität – sich selbst treu zu bleiben; seiner seelischen und intellektuellen Beschaffenheit, seiner „Natur“ nicht Gewalt antun zu müssen. Mit „Nationalität“ hat das bei mir wenig zu tun. Mehr mit Charakter, mit Sprachen, Bildung, Glauben.

Eberspächer: *„Wege nach Europa“ hieß bereits 1945 das Leitwort des „Tygodnik Pouszechny“: Sie zitieren Herder, der „Europa vom Osten her“ denkt – sehen Sie sich auch in diesem Sinne als Europäer?*

Dedecius: In diesem Sinne ja: Vom Osten her nach Westen hin. Das beiderlei „hin und her“ mitzudenken, das mir die Herkunft aufgetragen hatte.

Eberspächer: *Anfang 1953 mußten Sie aus der DDR (Weimar) wegen drohender Repressalien und Bespitzelungen in den Westen fliehen. Wie erlebten Sie diese Flucht auf dem Hintergrund der hinter Ihnen liegenden Ereignisse?*

Dedecius: Ich fliehe immer vor dem, was mich nicht „artgerecht“ sein lässt, was mich verwundet, behindert, knebelt. Es ist niemals das „Materielle“, immer etwas „Psychisches“. In der DDR hätte ich für mein Arbeitsgebiet die besten materiellen Voraussetzungen gefunden (das Theater, die Slawistik usw.). Trotzdem hielt ich es dort nicht aus. Etwas mir „Fremdes“ drohte mich zu ersticken.

Eberspächer: *Wie erlebten Sie die Wiederbegegnung mit Ostdeutschland?*

Dedecius: Die Wiederbegegnung mit Ostdeutschland hatte atmosphärisch (nach dem Verlust der ersten Heimat, der polnischen, der Heimat der Kindheit – alles auf die Landschaft und den engeren Kreis der „Leute“ um mich herum bezogen) etwas von einem Heimattreffen – Thüringen wurde für kurze Zeit meine zweite, mir fremde, aber eigentliche Heimat – einem „Familientreffen“. Die Fremdheit dieses späten Familientreffens war die schmerzhafteste Erkenntnis, wie schnell Menschen, auch nahestehende, sich verändern, der Bequemlichkeit wegen, der kleinen Vorteile wegen...

Eberspächer: *Zum Übersetzen. Wenn ich von Ihrer frühen Leidenschaft für Klänge, für die Musik (neben der für Literatur, für Lyrik insbesondere) lese, scheint mir, als sei Ihre Leidenschaft für das Übersetzen dem sinnlichen Vergnügen entsprungen, einen lyrischen*

Text der einen Sprache in seiner „Liedhaftigkeit“ in einer anderen zum Klingen zu bringen. Könnte man das so sagen oder ist die allerinnerste Motivation doch anderswo begründet?

Dedecius: Meine Biographie hatte mich in den ersten dreißig entscheidenden Entwicklungsjahren (zwanzig Jahre Kindheit und Jugend in Polen, zehn Jahre Krieg und Gefangenschaft in Rußland, die eigentlich für Bildung, Reife, für Bindungen vorgesehenen Jahre) in interessante, aber doch irgendwie schwierige, fremde, Widerstand leistende – so oder anders – Lebensumstände vertrieben. In Widerstand leistende und Widerstand erzeugende Elemente. Meine Natur war für Geselligkeit prädestiniert, Krieg (Stalingrad vom ersten bis zum letzten Tag, Kasernen, Gefangenenlager), diese Umstände und politischen Entartungen haben aus einem geselligen Friedensfreund, nach allen Seiten offen und voller Vertrauen, überall zu einem Dialog bereit, den verschlossenen, vielfach enttäuschten, misstrauischen, mürrischen Einzelgänger gemacht. Die POESIE war meine Rettung. Meine vielfache Dialogbereitschaft ohne Wenn und Aber. Freie Wahl der Gesprächspartner, der Themen, der Standpunkte. Ohne Massendemonstrationen, ohne Geschrei, ohne falsche Zungenschläge. Die Glücksmomente meines Umgangs mit Gedichten wurden mein eigentliches Leben. Ich befand mich in einer frei gewählten Gesellschaft, Atmosphäre, sogar Zeit (konnte Jahrhunderte erleben und überleben), hören, was mir nicht weh tat, meiden, was mich krank machte, sein, wie ich wollte, d.h. überall.

Eberspächer: *Ihr Berufstraum war das Theater, Ihr Studienwunsch Theaterwissenschaften, auch noch nach dem Krieg, als Sie bereits mit dem Übersetzen begonnen hatten und Ihre Arbeiten gedruckt wurden. Hat das auch etwas mit dem Verlangen nach dem Hörbar-Machen von Literatur zu tun?*

Dedecius: Das Theater, mein jugendlicher Berufswunsch, erwies sich bald in Weimar – als Beruf! – ungeeignet. Mich reizte am Theater die Symbiose der Künste (Sprache, Bild, Musik), die Praxis belehrte mich aber, dass die Realität anderes daraus macht, und dass die gemeinen Konflikte am Theater genauso künstlich unkünstlerisch gemein sein können wie die des Alltags draußen.

Eberspächer: *Wie beurteilen Sie im Nachhinein die Bedeutung Ihrer ersten „Übersetzungs“-Erfahrung, Lermontows und Puschkins, in russischer Gefangenschaft – damals Überlebenshilfe – für Ihr Bewusstsein oder Sein als Übersetzer? Beginnt hier die semantische Ebene – das Verstehen des Fremden und Im-Eigenen-zum-Ausdruck-Bringen-in den Vordergrund zu treten?*

Dedecius: Meine Einsamkeitserfahrung der reifen Jahre bestätigte die frühen Versuche und Entscheidungen. LYRIK blieb das mir GEMÄSSE. Dort fühlte ich mich zu Hause. (Auswahl und Nachwort meines Buches, das im Oktober bei *Insel* erschienen ist, belegen es noch einmal zweisprachig kurzgefasst, präzise, wie ich glaube und hoffe.) Die einen verstehen mit dem Auge, die anderen mit dem Ohr, die dritten mit dem Intellekt. Lyrik, Dichtung will alles zugleich, was nicht leicht ist und nicht immer gelingt. Aber manchmal schon. Das sind dann die kurzen Momente der Genugtuung, der Glücksgefühle. Was mich betrifft, so suche ich immer die Harmonie des oben erwähnten Gleichklangs zwischen dem Gefühl und dem Gedanken. Manchmal geschieht es auf Kosten des Ersten. Die semantische Ebene hat halt Priorität.

Eberspächer: *Wie bewerten Sie die Übersetzungspraxis, die etwa in der Sowjetunion geläufig war, einen Dichter mit der Nachdichtung eines Textes nach einer Interlinearübersetzung aus einer ihm (meist) unbekanntem Sprache zu betrauen?*

Dedecius: Aus Sprachen zu übersetzen, die man nicht „beherrscht“, die einen nicht beherrschen, wäre für mich kein Ideal. Schwierig, risikoreich. Aber möglich. Es gibt da auch positive Beispiele, so bei den Klassikern wie den Modernen: Schiller übersetzte aus dem Griechischen, ohne es zu kennen, Klubund aus dem Chinesischen, ohne direkte Kenntnis des Originals. Und diese Übersetzungen der beiden waren mehr als oft geglückt und nützlich. (Schiller hat es sich allerdings verboten, seine Übersetzungen mit dem Original zu vergleichen!)

Eberspächer: *In der 50 Bände umfassenden Polnischen Bibliothek lassen Sie auch Übersetzer aus der DDR zu Wort kommen – Henryk Bereska und Heinrich Olschowsky. Gab es Kontakt zu Übersetzern in der damaligen DDR, gar einen Austausch? Gab es ihn nach der Wende?*

Dedecius: Bereska und Olschowsky waren nicht die einzigen, die ich zur Mitarbeit in der *Polnischen Bibliothek* eingeladen hatte, die dort mit Arbeiten vertreten waren. Da waren außerdem Ulrich Brewing, Wolfgang Remané u.v.a. (etwa 30). Eines unserer erklärten Ziele war es, ein Polonisten-Übersetzer-Forum mit Hilfe ausgezeichnete, kompetente Mitarbeiter wie Andreas Lawaty und Albrecht Lempp, einen Freundeskreis zu schaffen, der Aufgaben, also Arbeit, Bibliothek, Austauschmöglichkeiten und Förderer bei uns fand. Eine große Konferenz und mehrere kleine Begegnungen fanden in Darmstadt statt, mehrere gemeinsame Buchprojekte und Übersetzeraufträge (Ost-West) kamen so zustande (Bibliographien und Protokolle und Korrespondenzen unserer Archive belegen es). Was im Wege stand, war das offizielle Misstrauen, das unseren sanft beginnenden Ost-West-Verkehr via Literaturaustausch behinderte. Dieser kam trotzdem zustande, wenn auch für manche Kollegen aus der DDR unbefriedigend, weil sie sich im Westen eine Flut von Auflagen, Erfolgen, Honoraren, Preisen usw. erhofft hatten, was freilich insgesamt unrealistisch, nur in Einzelfällen und in geringerem Umfang möglich war.

Im Rückblick? Allmählich normalisierte sich alles. Die westlichen Kollegen haben eigene Sorgen genug, fühlen sich auch durch die „total“ offenen Grenzen, die Freiheit nach allen Seiten, nicht mehr so sehr verpflichtet, mit eigenen Opfern den Kollegen aus dem Osten zu Hilfe zu eilen; und die Kollegen aus Ostdeutschland stellen als Autoren keine „Sensation“ mehr dar für den Westen, im Gegenteil. Sie gleichen sich allmählich den literarischen Erwartungen des Westens an, um auf dessen literarischer Bühne eine Rolle zu spielen. Einige müssen, wollen dabei eigene Wege gehen, was richtig ist.

Eberspächer: *Welches waren Ihre innersten Empfindungen, als Sie 1959 zum ersten Mal wieder nach Polen (Warschau und Krakau) reisten?*

Dedecius: Diese Frage habe ich schon oft beantwortet, hätte jetzt sicher viele Seiten nötig, um dies zu wiederholen oder zu vertiefen. Ich möchte hier nur darauf hinweisen, was ich in meinen Erinnerungen geschrieben habe:

Am meisten beeindruckte mich die Liebe, mit der die Restauratoren die zerstörte Altstadt originalgetreu rekonstruiert haben. Es war kalt. Fast alle, mit denen ich sprach, hatten nahe Verwandte, Freunde, Nachbarn verloren. Von Auschwitz und der Ermordung von sechs Millionen europäischen Juden und Polen auf dem Gebiet Polens hatte ich erst in der DDR erfahren. Nicht an der Front, nicht in der Gefangenschaft, nicht von der Antifa in Michailowka. Der Titel eines Dramas von Ostrowskij fiel mir ein: Die schuldlos Schuldigen. Wer war schuldig, wer war unschuldig?

Eberspächer: *Zbigniew Herbert, Tadeusz Różewicz, Julian Przyboś... jedem dieser Autoren haben Sie sich auf unterschiedliche Weise genähert, mit jedem von ihnen verband Sie eine verschiedenartige Nähe und Freundschaft. In Ihrem Essayband Von Polens Poeten nähern Sie sich Herbert historisch-philosophisch, Przyboś poetologisch und mit großer persönlicher Empathie und Różewicz auf freundschaftlicher, fast brüderlicher Ebene, in Form fiktiver Briefe. Würden Sie diese unterschiedliche Nähe und Annäherung genauer beschreiben?*

Dedecius: Ich habe es in Büchern ziemlich breit und wiederholt zu beschreiben versucht. Genauer kann ich es nicht. Aber ich kann es kürzer tun, was hier wahrscheinlich zweckmäßiger wäre. Ich probiere es also mit einer lapidaren Zusammenfassung.

Zbigniew Herbert überraschte Ende 1959 die polnische Öffentlichkeit mit Gedichten, die man in der stalinistischen Eiszeit der Nachkriegsjahre kaum erwartet hätte. Unter den frühen Gedichten geht mir eins aus seinem dritten Buch *Studium des Gegenstandes* nicht aus dem Sinn; die Nachbildung des dramatischen Duells zwischen dem Irdischen und dem Himmlischen: zwischen Apoll und Marsyas. Zu einem Treffen mit Zbigniew Herbert kam es erst verhältnismäßig spät. Immer, wenn ich in Warschau war, war er in Paris oder bereiste mit einem Stipendium gerade die Kulturstätten des Westens. Herbert lebte ein konsequent kompliziertes Leben. Er litt an vielen Dingen: an seinem Vaterland, an seinen Freunden und an seinen Feinden. Was uns von Anfang an verband, war die unausgesprochene Solidarität der Vertriebenen. Wie ich Lodz, hatte er Lemberg als Heimat verloren, worunter er sehr litt. Er war opferbereit und kämpferisch bis zuletzt, beeinflusst von der romantischen Tradition, gezeichnet von den schmerzhaften Erfahrungen der Gegenwart, die seinen Widerstand, seinen Trotz und seine Ironie herausforderten. Ich frage mich, wohin Herr Cogito verreist ist. Die Leere, die er hinterlässt, ist körperlich und seelisch spürbar. Wir blieben dennoch zusammen, ungebrochen, nicht zerrissen.

Meine Freundschaft mit Tadeusz Różewicz begann Anfang der sechziger Jahre, mit Briefen. Unsere Korrespondenz umfasst beinahe zweihundert Briefe; viele erfolgreiche deutsche Ausgaben begleiteten sie. Mit ihm begann für mich die polnische Nachkriegslyrik. Inhaltlich war er Zeuge und Mahner, formal Weichensteller und Modellbauer. Sein Gedicht wollte die Geschwätzigkeit und Verlogenheit der „gehobenen“ Dichtung und der offiziellen Rhetorik überwinden. Ich fühlte mich Różewicz und seinem Schreiben von Anfang an verpflichtet. Das Schicksal hatte uns ähnlich geprägt – wir hatten denselben Polnischlehrer... Różewicz war der erste, der nach dem Krieg, eigentlich schon während des Krieges, eine neue „Sagbarkeit“ versucht hatte: Ergebnis war das wahrheitsbesessene Gedicht der kleinen Versfüße und der großen Schritte. Ein Überlebender, von Vergangenheit und Zukunft verfolgt, vom Gewissen tyrannisiert, fand eine Sprache, die dem verwundeten Gedicht wieder Leben, Sinn und Kraft gab. Die Kraft der Einfachheit.

Bei Julian Przyboś war ich zu Gast im Spätherbst 1959 in Warschau. Er galt dort als *arbiter poetarum*, seine Urteile waren kompromisslos. Nun wollte ich seine Präsenz, seine Ausstrahlung erleben. In Gegenwart dieses Mannes vergaß man alle Zwänge, den Zwang der Ausweispapiere, die Schwierigkeiten mit der Bürokratie. Auch den täglichen Konsum an Zeitungsinformationen. In seiner Gegenwart war plötzlich alles anders und neu. Bei meiner Beschäftigung mit der deutschen und russischen Poesie hatte ich lange unter dem Banne des Akustischen, des Musikalischen gestanden. Przyboś dagegen öffnete mir die Augen für den Raum, die Architektur der Sätze. Seine Gedichte sind aus rauen, aber rhythmisierten Blöcken gebaut, wie kleine Burgen oder Kathedralen. Feste Fundamente und höchste Konzentration sichern die Tragfähigkeit seiner Lyrik. Ich nahm den Besuch nach Hause mit wie eine Lektion im Erleben der nicht einfachen, verborgenen Wahrheit. Das wäre meine dünne Kurzfassung eines dicken Buches, besser mehrerer Bücher.

Eberspächer: *„Mit Tuwim großgeworden“* heißt ein Abschnitt in Ihren Erinnerungen. Sie beschreiben darin eine besondere und sehr frühe Affinität zu diesem Dichter, der wie Sie aus Lodz stammt. War es seine Lyrik, „das musikalische und das dramatische“ Element, die Ihre Leidenschaft fürs Übersetzen und fürs Theater geweckt hat?

Dedecius: Tuwim war für uns sechzehnjährige Schüler „der“ Autor. Vielseitig, originell, rebellisch, gut verständlich, auch geografisch und thematisch nah (Lodzer!), „europäisch“, musikalisch, wenn auch nicht gleichen Formats, so doch „Goethisch“ „Himmelhochjauchzend zu Tode betrübt“, unserem Stimbruchalter entsprechend...

Eberspächer: *Auch den beiden Nobelpreisträgern, Wisława Szymborska und Czesław Miłosz, widmen Sie jeweils ein Kapitel in Ihren Erinnerungen. Welche Affinität verband und verbindet Sie mit ihnen?*

Dedecius: In unserem Schulunterricht vor 1939 kamen weder Przyboś noch Miłosz vor. Ihre Haltung paßte nicht ins Weltbild der gemäßigt rechten, mit der Zeit immer konservativeren Republik. Was hatte mich zu Miłosz hingezogen, was an ihm interessiert? Vermutlich die von mir so empfundenen Parallelen unserer Schicksale: Tiefe Verwurzelung in der verlorenen „Heimat“, durch die dort genossene Natur und Erziehung, Bildung, Reife. Die Herkunft aus mehreren Vater- oder Mutterländern zugleich: Polen, Litauen, Weißrussland, Frankreich, USA. Das Gehör für Sprachen, Kulturen, Volkscharaktere. Für die Probleme der Identität. In seiner Biographie hat ganz Europa Platz, das alte wie das neue. Und Miłosz schöpft aus seinem Schicksal kein melodramatisches Lamento, sondern Selbstbesinnung und Disziplin. Wisława Szymborska war die erste unter den jungen Autoren, die ich in den sechziger Jahren in Krakau traf. Herbert war gerade in Paris, Miłosz schon in Berkeley, Różewicz irgendwo auf Lesereise. Szymborska war keine Globetrotterin, sie reiste ungern, war an ihren Mutterboden wie angewachsen. Einsprachig. Unsere Bekanntschaft vertiefte sich, als Kornel Filipowicz ihr Lebenspartner wurde. Scheu, schüchtern war sie in der Öffentlichkeit schon immer gewesen. Nur im kleinen Kreis von Freunden blühte sie auf, sprühte ihr Esprit, merkte man, wie gesellig sie im Grunde ihres Wesens war, wie stark der Freundschaft bedürftig.

Eberspächer: *In diesem Zusammenhang muss man auch auf Bolesław Leśmian zu sprechen kommen, auf seine poetologischen und sprachlichen Besonderheiten und*

Schwierigkeiten. Welche Bedeutung, welche Stellung würden Sie ihm innerhalb der Literatur der Wende 19./20. Jahrhundert zusprechen?

Dedecius: Er ist der herausragende – einzige? – Repräsentant des polnischen Symbolismus. Was an den Gedichten Leśmians vor allem auffällt, ist ihre ungewöhnliche, andere Weltsicht; wie aus der Urzeit und aus dem Jenseits, einer geheimnisvollen Tiefe, von innen aufgebrochen: Märchenphantastik, antithetische Kontemplation, die Allegorisierung der Naturphänomene und das Versinnbildlichen des „gelebten Todes“. Sie sucht die Welt der Friedhöfe, der Waldlegenden, der Schattenbilder, die „Welt-als-ob“-Unterstellung, die Unbestimmbarkeit alles Seienden metaphorisch – grotesk oder makaber einzufangen. Alte Sagen, Orakel- und Rätselsprüche – nach orientalischen und altpolnischen Mustern – regen Leśmian zu pantheistischen Visionen und zu sprachlichen Neuschöpfungen an, worin sich einige Verwandtschaft mit Scheler, Heideggers „nichtendem Nichts“ und Kafka erkennen läßt. Leśmians Suche nach der dritten Seinsform, zwischen Sein und Nichtsein, sein Motiv der Flucht, der konsequenten Rückkehr zum Ursprung war nicht neu. Aber ihre poetische Kraft und die Art und Weise, wie Leśmian mit seinen mythischen Naturgedichten, seinen Balladen, Grotesken, Gruselgeschichten, dem völlig neuen Modell des erotischen Gedichts in der polnischen Sprache schöpferisch wirkte, erhebt seine Dichtung auf den Gipfel der sich aus dem Symbolismus ergebenden Konsequenzen.

Das habe ich auch in den Bänden meines *Panorama der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts* so vorzustellen versucht.

Eberspächer: *Gibt es einen Autor, auch der älteren Generation, der Ihnen, abgesehen von persönlichen Neigungen, als Übersetzer besonders lag, dessen Sprache besonders authentisch in Ihre übersetzende Feder geflossen ist?*

Dedecius: So befragt, muß ich antworten: die Poeten meiner Generation: Różewicz, Herbert, Szyborska – von allen dreien habe ich ein Teilchen von unserer Zeit aufgebürdet bekommen. Różewicz' verzweifelte Suche nach dem rechten Ausdruck – kurz, bündig – für Tatsachen, die die Wahrhaftigkeit herausfordern, mobilisieren, Herberts Neigung zu philosophischer Nachdenklichkeit, sinnlicher und elegischer Wahrnehmung der Natur und ihrer Vorgänge, die Melancholie der Unschuld (der verlorenen und der ersehnten), Szyborskas wunderbarer (femininer) Humor, die feine, nicht verletzende, sondern versöhnende Ironie...

Die älteren waren bereits Experiment, Spiel, Theaterspiel mit den Möglichkeiten der Sprache vor mehr oder weniger fremden Kulissen, fremden Requisiten und Kostümen anderer (älterer) Orte und Zeiten. Aber bereits Grund zur Anteilnahme: Mieczysław Jastrun, der jüdischer Herkunft war und während des Krieges deutsche Gedichte von Walther von der Vogelweide, von Hölderlin und von Rilke übersetzte. Ich las immer wieder sein Gedicht „Genesis“ und übertrug es ins Deutsche. Es wurde für mich zum Leitmotiv für den notwendigen Neubeginn, für den unumgänglichen ersten Schritt zur Gemeinschaft, zur Unität, Universität, Universalität. Und die Gedichte von Władysław Sebyła haben mich lange Zeit beschäftigt. Er hatte die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs schon 1933 vorausgeahnt. Seine Ausgangsposition war pessimistisch: Der Kosmos atmet Kälte, über der Welt herrscht die Nacht mit beängstigender Gewalt, als hätte die Menschheit keinerlei Fortschritt, keinerlei Erkenntnis hinzugewonnen.

Die anderen waren in der Annäherung schwieriger, reizten aber dennoch auf andere Weise.

Eberspächer: Zum Deutschen Polen-Institut. *Ihre Idee der Gründung eines Polnischen Instituts hegten Sie schon länger. Im März 1980 war es soweit. Ursprünglich wollten Sie aber „nur beim Aufbau des Instituts helfen“ und dann die „Aufgabe Jüngeren überlassen“, um sich wieder mehr Ihrer Übersetzertätigkeit widmen zu können. Es kam jedoch anders. Würden Sie kurz erzählen?*

Dedecius: Nach 10 Jahren Krieg und Sklavenarbeit in sowjetischer Gefangenschaft, nach 25 Jahren eines (ununterbrochenen) Brotberufs wollte ich endlich etwas tun, wozu ich mich hingezogen fühlte. Ich beantragte die vorzeitige Pensionierung (mit 57 Jahren) und richtete mir am Waldrand von Frankfurt am Main Süd einen Alterssitz für den nächsten, diesmal freieren Lebensabschnitt ein. Viel lesen, studieren, übersetzen, schreiben. Refugium. Als ich gerade damit beginnen wollte, 1979, kam der Ruf eines Freundes, des Oberbürgermeisters von Darmstadt, H.W. Sabais, der vorübergehend, zur gleichen Zeit wie ich, als Flüchtling aus Breslau in der Kulturorganisation Weimars tätig war, dann nach Darmstadt ging und hier als Kommunalpolitiker Karriere machte. (Er schrieb auch Gedichte und „sammelte“ auf der „Rosenhöhe“ der Stadt, dem „Freiluft“-Jugendstil-Museum der Stadt, Schriftsteller und Poeten um sich, wozu er ausgezeichnete Voraussetzungen anzubieten hatte.) Er lockte mich mit dem Angebot der Olbrich-Villa zum Umzug nach Darmstadt. Eigentlich war ich Einzelgänger und dachte an meine Pläne im Alleingang, ohne viel Organisation und Bürokratie. Aber sein Enthusiasmus war ansteckend, und sein Angebot, in Darmstadt um mich herum ein polonistisches Institut mit Mitarbeitern aufzubauen, nicht ohne Reiz. Trotzdem sehnte ich mich nach einer Arbeit in absoluter Freiheit, war auch nicht sicher, ob mir die neue Perspektive zusagen, das risikoreiche Experiment in Darmstadt gelingen würde. Also blieb ich in Frankfurt und nutzte die mir zunächst als privater Wohnsitz angebotene Villa Olbrich ab 1979 als Sitz des aufzubauenden *Deutschen Polen-Instituts*. Ich bestand darauf, daß es ein Versuch sei, deshalb bliebe ich in Frankfurt wohnen und zöge nicht nach Darmstadt um, sondern pendelte zwischen Wohnung und Arbeitsplatz, den Plan des Aufbaus eines Instituts zu versuchen.

Meinen Plan hatte ich beim ersten deutsch-polnischen Forum 1977 in Bonn vorgetragen. Er war dort von den Veranstaltern (Bundeskanzler Schmidt, Richard von Weizsäcker, dem Außenpolitischen Ausschuß des Bundestages und anderen Persönlichkeiten der Regierungen Deutschlands und Polens, Vertretern von Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft) einstimmig angenommen worden: Die Einrichtung eines Zentrums, einer Begegnungsstätte für Polonisten und Germanisten, Komparatisten, aus Polen, der DDR und BRD, zwecks Einübung des Vertrauens und der kulturellen Zusammenarbeit, solange andere noch auf Schwierigkeiten stoßen.

Den Boden dafür hatte ich bereits mit meiner Tätigkeit als „Amateur-Mittler in Sachen vertrauensbildender Maßnahmen“ zwischen der Bundesrepublik und der Republik Polen literarisch und publizistisch vorbereitet gehabt – etwa fünfzig Bücher, Gastvorlesungen in Westdeutschland, Aufbau eines Freundeskreises von Dichtern, Schriftstellern, Journalisten, Rundfunkanstalten, Universitäten, Kulturinstituten, Akademien u.ä. lagen ja zum großen Teil bereits vor.

Was ich bislang als Privatmann und auf eigenes Risiko tat, sollte, konnte jetzt institutionalisiert und gefördert werden.

Ich wollte die Aufbauperiode etwa fünf Jahre lang planen, organisieren, Mitarbeiter anwerben, diese führen, die Kosten und Erfolge oder Misserfolge verantworten und dann Jüngeren die Weiterführung des Instituts überlassen. Der Wunsch und die Idee, den Rest

meines Lebens als Pensionär in meiner Frankfurter Klause, meinem „Gehäuse“, bei eigenen Schriften wirklich unabhängig (gibt es das?) zu verbringen, blieb lebendig, wollte mich nicht loslassen. Es kam anders. Gegen alle Befürchtungen, auch meine, blühte und gedieh das Institut, seine unvermuteten Erfolge machten es über Deutschland und Polen hinaus bekannt, gefragt, geschätzt. Nun wollte man mich nicht, wie zuvor versprochen, gehen lassen, und da ich die inzwischen hinzugewonnenen Freunde diesseits und jenseits der Grenze nicht im Stich lassen wollte, stimmte ich, vom Präsidium von Jahr zu Jahr dazu verführt, der Verlängerung meines Arbeitsvertrages ohne großen Widerstand zu.

So vergingen achtzehn Jahre, das Institut zählte inzwischen vierzehn Mitarbeiter (von ursprünglich ein, anderthalb, vier usw.), hatte aufsehenerregende Publikationsreihen, Veranstaltungen und vieles mehr aufzuweisen, große öffentliche Unterstützung, namhafte private Förderung gefunden, geringe Kosten und keine Planüberziehung verursacht, keine Defizite. So verging mein anders gedachtes Pensionärsdasein, bis sich in der Familie Krankheitsfälle einzustellen begannen und ich – auch aus Altersgründen – gegen den Wunsch des Präsidiums und der Mitarbeiter meinen Abschied von Darmstadt nahm.

Eberspächer: *Welche Resonanz fand die Gründung des DPI in Polen? Welche Entwicklung fand in dieser Hinsicht statt?*

Dedecius: In meiner Antrittsrede sagte ich, dass Polen für mich nicht an den Landesgrenzen ende; dass ich die polnische Kultur weiter und tiefer begreifen wolle, dass ich neben dem aktuellen offiziellen Kulturleben auch das einbeziehen wolle, was im Untergrund und im Exil geschah. Diese Absicht gefiel den Funktionären der Volksrepublik nicht. Es reisten untergeordnete Beamte der Botschaft als Beobachter an, die zum Ausdruck brachten, dass sie an einer guten Zusammenarbeit interessiert waren, aber sie wollten mir sagen, was polnische Kultur sei. Die Kälte von seiten der offiziellen Polen war spürbar. Den deutschen Einrichtungen, Parteien und Landsmannschaften war es leichter zu erklären, warum wir unsere Arbeit unabhängig und frei von Einflussnahme der unterschiedlichen Interessensgemeinschaften leisten wollten. Es ging ja um Vertrauensbildung, die uns schließlich in all den Jahren gelang. Das Ansehen des Instituts in Polen wie in Deutschland und in anderen Ländern war ständig gewachsen.

Eberspächer: *Das sieben Bände umfassende Panorama der Polnischen Literatur war neben der Polnischen Bibliothek Ihr zweites an das DPI geknüpfte Großprojekt. Würden Sie einige Worte dazu sagen?*

Dedecius: Das *Panorama* ist ein Handbuch, das historische und literarische Entwicklungen kritisch wertete und in einen übergreifenden Zusammenhang stellte. Inspiriert und ermutigt zu diesem Plan hatte mich anfänglich die Anregung der KSZE-Konferenz in Helsinki 1975, die nationalen Kulturen und Literaturen der europäischen Länder durch Übersetzungen zu erschließen. Ich nahm diese Empfehlung ernst. Als ich Ende 1979 mit Unterstützung kommunaler und ministerialer Stellen das Institut einrichten und leiten durfte, lagen mir Vorarbeiten dafür (Übersetzungen und Kommentare zur polnischen Literatur von 1900 bis 1979) zum großen Teil druckreif vor. Auf Anraten und Wunsch der Gräfin Dönhoff gab ich diese Gedichte nicht bereits 1980 heraus, sondern setzte die Sammlung nun bis 2000, jetzt mit Hilfe der Mitarbeiter des nun wachsenden DPI, fort und ließ das siebenbändige Handbuch zur Jahrtausendwende erscheinen. Wie mir berichtet wurde, blieb ihre

Verwirklichung in dieser geschlossenen Form und Überschaubarkeit bei uns in Darmstadt Alleingang und Ausnahme.

Eberspächer: *Im November 2002 wurde in Lodz ein Gymnasium nach Ihnen benannt, im Mai 2003 nahmen Sie als erster „ziviler“ Deutscher (nach Helmut Kohl) die höchste polnische Auszeichnung, den Orden des Weißen Adlers, entgegen. Wie haben Sie diese beiden sehr unterschiedlichen Auszeichnungen erlebt? War es eine Art Heimkehr? Hat sich hier ein Kreis für Sie geschlossen?*

Dedecius: Im November 2002 stand mir nach siebenzig Jahren eine Wiederbegegnung mit Schule und Schülern in meiner Stadt bevor! Ich war aufgeregt wie ein Schuljunge. Was mich an der Idee dieses neugegründeten Gymnasiums am meisten beeindruckte, war der Plan, den Deutschunterricht zum Schwerpunkt zu machen. Ich sah den Jugendlichen in ihre offenen ernsten Gesichter und dachte an meine Jugend. Überrascht und gefreut hat mich die Inschrift auf der aus kostbarem Stoff und Goldstickerei hergestellten Fahne der neuen Schule: In der Mitte der Name der Stadt in vier Sprachen: Deutsch, Russisch, Hebräisch, ganz unten Polnisch. Und dazwischen im Bogen mein Name und ganz oben, wiederum im Bogen, „Gymnasium Nr. 43“.

Der 3. Mai ist ein besonderer Tag in der polnischen Geschichte: An diesem Tag legte König Stanislaus II. August 1791 den feierlichen Eid auf die Konstitution ab, die erste schriftliche Verfassung Europas. Seit 1990, seit dem Ende des Sozialismus sowjetischer Machart, ist dieser Tag wieder Nationalfeiertag. Es war ein großes Erlebnis für mich, als ich am 3. Mai 2003 im Warschauer Präsidentenpalast von Polens Staatspräsident Kwasniewski die höchste polnische Auszeichnung empfangen habe. – Die Reise nach Warschau glich einem Ausflug in die deutschpolnische Geschichte, denn ich übernachtete im Warschauer Schloss Belvedere, in einem „Himmelbett“ bei Józef Piłsudski, der nach dem Ersten Weltkrieg als Erster mit dem reaktivierten *Orden des Weißen Adlers* dekoriert worden war, einem Orden, den August der Starke, vormals Kurfürst von Sachsen, dann auch König von Polen, 1709 gestiftet hatte. Für mich nahm das alles symbolischen und historischen Charakter an. Ich ließ mein Leben an mir vorüberziehen. Ich dachte an die Linien der Geschichte, die sich kreuzen und verwirren und manchmal wie geheime Leitmotive erscheinen.

Eberspächer: *„Vaterland der Seele“ ist – nach Żeromski – der Titel des letzten Kapitels Ihrer Erinnerungen. Polen, Lodz als Vaterland der Seele, das Sie eigentlich im Innersten nie verlassen haben? Das Sie als Über-Setzer im Wortsinn hinübergetragen, -gerettet haben? Von der einen in die andere Sprache, die eigentlich beide die Ihren waren? „Muttersprache“ und „ojczysty język“ – „Vatersprache“? Kann man vom Polnischen als Ihrer Seelensprache sprechen?*

Dedecius: „Vaterland der Seele“ ist nicht geographisch, nicht politisch zu verstehen. Gemeint ist die „Heimkehr zu sich selbst“ am Ende, zu den eigenen seelischen Wurzeln, die sich aus mehreren Quellen und Stoffen genährt haben, um wenigstens für kurze Zeit das zu sein, was man sein wollte, wozu man sich berufen fühlte, und nicht das, wozu einen die Zeit und ihre Zwänge zu sein aufgetragen haben. Meine Muttersprache war einfach, human, offen wahrheitssuchend, über-national – das wollte sie bleiben. Ohne nationalistische Rückstände und Tendenzen.

(Das Gespräch wurde schriftlich geführt. Dafür bedanke ich mich bei Herrn Professor Karl Dedecius.)

Ostragehege, Heft 52, 2008